

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.2 Grußwort der Herausgeberin [*Andrea Herrmann*]
- S.3 Dicke Romane [*Andrea Herrmann*]
- S.4 Glückliche [*Fanny Freese*]
- S.5 Das rote Feuerwehrauto/ Das rote Fürwehrauto [*Karl Farr*]
- S.5 Sonnenblumen [*Karl Farr*]
- S.6 Stille [*Denise Zöphel*]
- S.8 Eine fixe Idee [*Susanne Ulrike Maria Albrecht*]
- S.11 Das Mädchen mit den goldenen Haaren [*Sandy Green*]
- S.13 Wien 2050 [*Thilo Bachmann*]
- S.14 Frühling und der kleine Chinese [*Tobias Sommer*]
- S.16 Nicht gleich schnaufen müssen [*Elfriede Herold*]
- S.17 Das Baby ist da [*Mary West*]
- S.20/21 Warnung/ Ich bin so allein [*Kurt May*]
- S.21 Stadt und [*Katrin Merten*]
- S.22 Dose [*Andreas Funke*]
- S.22 Du kannst dir nicht vorstellen, Gartenvogel [*Andreas Funke*]
- S.23 Exposé: „Der Fluss“ von Denise Zöphel [*Denise Zöphel*]
- S.25 Rezension: „Madrigal für einen Mörder“ von Andreas Schröter (Hrsg.) [*A Herrmann*]
- S.26 Buchbesprechung „Ratgeber für neue Autoren 2006/2007“ [*Andrea Herrmann*]
- S.27 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Grußwort der Herausgeberin

Liebe Leserin, lieber Leser,

diese Ausgabe stellt unter anderem den „Ratgeber für neue Autoren 2006/2007“ vor, in dem seit diesem Jahr auch das „Veilchen“ genannt wird. Lasst uns gespannt sein, ob wir in Zukunft mehr Texte eingesendet bekommen. Dadurch wird das Veilchen nicht dicker, aber die Beiträge durch die höhere Auswahl immer besser.

Herzliche Grüße von Andrea Herrmann

Diese Zeitschrift kommt alle drei Monate heraus und kann gegen 2,00 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag). Bei Selbstabholung 1,00 €.

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o D. Plaza, Georg-August-Zinn Allee 2, D-68519 Viernheim oder per Email bei: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Webseite der Zeitschrift: www.geschichten-manufaktur.de/veilchen1.html

Dicke Romane

Neulich habe ich „Das Lächeln der Fortuna“ von Rebecca Gablé zu Ende geblättert. Die letzten 600 Seiten überflog ich nur noch um zu sehen, wer stirbt und wie es mit der zuerst begonnenen Handlung weitergeht. Mir war das Buch einfach nicht mehr interessant genug. Wieso? Warum? Das frage ich mich als jemand, die selbst Bücher schreibt.

Ich beobachte oft, dass so sehr dicke Romane meistens mehrere in einem sind, d.h. mehrere gleich starke Handlungsstränge parallel oder mehrere Plots hintereinander, oft auch einfach zu viele Nebenpersonen, die alle noch ihre eigene Geschichte bekommen sollen, und dann zerfasert der Faden. Ein knackiger Roman hat ja nur eine Hauptgeschichte und eine Aussage und drei Akte. Und was ist beim „Lächeln der Fortuna“ passiert? Bis zum ersten Wendepunkt war noch alles sehr gut, wenn auch viele Seiten bis dahin vergingen. Aber danach mischten sich andere Handlungen mit hinein, die mich weniger interessierten, weil ich von Anfang an nun neugierig auf diese EINE gemacht worden war (Robins Kampf um sein rechtmäßiges Erbe), kam mir der Rest wie Geplänkel vor. So nebenbei wurde mir noch Geschichte gelehrt und die Ständegesellschaft bei jeder sich bietenden Gelegenheit diskutiert. Das passte jetzt wieder gar nicht dazu, dass Robin in eben dieser Gesellschaft nach oben wollte und sie auch nicht in Frage stellte. Was wollte die Autorin mir eigentlich sagen? Ich fürchte, sie wollte die gesamte mittelalterliche Welt diskutieren, außerdem noch Abtreibungen, Magie, Tierquälerei, Politik und den Umgang mit Behinderten diskutieren. Das war mir einfach zu viel durcheinander, und über Robins Todfeind

Mortimer erfährt man ja hunderte von Seiten lang gar nichts mehr. Es wirkte als habe selbst die Autorin den Schwung verloren, denn nach hinten schrieb sie spürbar oberflächlicher. Lag ihr dRobins Schicksal denn selbst noch am Herzen oder ging es nur darum, das Projekt zum Ende zu bringen?

Prinzipiell würde ich behaupten, dass das eben bei einem so dicken Roman passieren muss. Irgend etwas stimmt doch nicht, wenn der Autor nicht zum Ende gelangt.

Die einzige Ausnahme, die mir einfällt, ist Diana Gabaldon. Sie schafft es tatsächlich, einen Spannungsbogen von Anfang bis Ende über 800 Seiten zu halten, ohne dass er zerbricht. (Anmerkung: Ich habe bisher nur ihre beiden ersten Bände gelesen.) Die Geschichten haben eine Haupthandlung, und sie hetzt auch nicht zwischen verwirrend vielen Handlungsorten hin und her. Die Nebenpersonen bleiben Nebenpersonen. Obwohl Gabaldon das 18. Jahrhundert darstellt und diskutiert, kam ich mir nicht belehrt vor, weil ich genau das erfuhr, was für die Handlung relevant war. Mir kamen die Romane immer ganz schlüssig und rund vor, und ich genoss sogar den Wechsel aus Actionphasen und den ruhigen Zeiten, in denen Claire und ich einer Heilertätigkeit nachgehen und dabei den Alltag normaler Menschen kennen lernen. Dies war keine ablenkende Nebenhandlung, sondern hatte den Zweck, die Handlung zu entschleunigen auf ein gemächliches Tempo, bevor es wieder Schlag auf Schlag geht.

Andrea Herrmann

Glücklich

„Im Grunde genommen“, erklärte Nicole und nahm einen Schluck Kaffee bevor sie weiterredete, „ist die Floskel ‚Wie geht es dir‘ ungefähr so überflüssig wie impotente Männer.“ Wir lachten und Anna prustete ihre heiße Schokolade quer über den Tisch. „Nein im Ernst“ durchbrach sie das Lachen. „Es gibt eine einzige, internationale Antwort auf die Frage wie es einem geht. Und das ist ‚gut und dir?‘.“ „Stimmt!“ bestätigte Juli. „Im Grunde genommen sollte man die Frage umstellen, wenn man sich tatsächlich dafür interessiert wie es dem anderen geht.“ Eine Pause entstand. Nicole zündete sich eine Zigarette an und Anna beobachtete fasziniert den Kellner, der ihr heimlich zuzwinkerte.

Ein Mann mit Hut und Gitarre stellte sich in die Nähe des Cafés und fing an „Let it be“ von den Beatles zu spielen.

„Bist du glücklich?“ wendete sich Juli unvermittelt an mich und durchbrach die melancholische Stimmung. Ich holte tief Luft und trank einen Schluck Kaffee, obwohl der kalt geworden war. Die anderen richteten ihre Blicke auf mich. Der Gitarrenspieler hörte auf, zu spielen. Ich versuchte ruhig zu wirken, doch in meinem Kopf fing ein Karussell, was lange stillgestanden hatte, sich an zu drehen. Ich lächelte Juli unverbindlich an und antwortete bemüht elegant; „comme ci, comme ca!“ Mal so, mal so... Anna fing wieder an zu kichern, sie kannte meine Art zur Genüge, auf Fragen nicht direkt zu antworten. Die Musik setzte erneut ein. Ich lehnte mich in dem Strohstuhl zurück und setzte die Tasse Kaffee ab. Situation gerettet. Doch das Karussell drehte sich gnadenlos weiter, immer und immer schneller.

In der U-Bahn auf dem Weg nach Hause beobachtete ich die Menschen. Es ist wohl bekannt, dass Menschen in der U-Bahn grundsätzlich zu erbärmlichen Gestalten

werden, mit tief hängenden Mundwinkeln und Augen, die ins Leere schauen. Es ist, als würde man sich in wandelnde Leichen verwandeln, was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, dass man sich lebendig unter der Erde befindet. Mein Blick rauschte über die Leute, blieb hängen an zwei jungen Frauen, die sich erst ansahen, um sich dann in die Arme zu fallen und zu jubeln, verhalten natürlich, man wollte ja das traurige Leichendasein der anderen Fahrgäste nicht stören. „Sabine“, schrie die eine. „Wie schön dich zu sehen!“

„Wie geht es dir?“ „Gut, und dir?“

Das Unvermeidliche war geschehen. Der internationale Code war wieder angewendet worden. Ich schüttelte nachdenklich den Kopf.

Ich stieg spontan drei Stationen früher aus. Es war mittlerweile Abend geworden. Die Menschen auf den Straßen waren betont beschwingter, verliebter, fröhlicher. Ich lächelte die vorübergehenden Pärchen an und sie lächelten glücklich zurück. Die Glocken einer Kirche in der Nähe schlugen elf Mal, als ich an seiner Haustür ankam. Ich klingelte und er öffnete mit einem müdem Blick und verwuschelten Haaren. Als er mich sah, erwachten seine Augen und er umarmte mich. „Bist du glücklich?“ flüsterte ich in sein Ohr.

„Ja“, flüsterte er zurück. „Sehr sogar“.

Ich genoss seine Wärme, seinen Geruch. „Ich auch!“ sagte ich mit fester Stimme. Mehr zu mir als zu ihm. Trotz Kriege und obwohl ich kein Haus besaß und keine Million. Obwohl es anfang zu regnen und die meisten Menschen fragen: „Wie geht es dir?“ Das Karussell hörte sich auf zu drehen und ich hüpfte wie ein glückliches Kind heraus.

Fanny Freese

Ist eine 18jährige Träumerin, die gerade ihr Abitur macht und Geschichten schreibt, letzteres oft mit Erfolg

Das rote Feuerwehrauto/ Dat rode Fürwehrauto

Das rote Feuerwehrauto

Es war zu meinem fünften Geburtstag. In der Straße, die zu unserer Schule führte, war ein Spielwarenladen. Neben Knallblättchenpistolen (Appalatchepistolen von uns Kindern genannt), Halftern und Indianerschmuck gab es dort auch Modellautos, so für die elektrische Eisenbahn. Und mittendrin ein rotes Feuerwehrauto, mit ausziehbarer Leiter.

Dieses Feuerwehrauto hatte es mir angetan, in das hatte ich mich richtig verliebt. So lag ich meinem Vater in den Ohren damit, und es würde ja auch nur 5,-DM kosten. Doch mein Vater sagte, er hätte etwas anderes für mich im Auge.

So gingen wir am selben Nachmittag auf eine Auktion, auf die ich meinen Vater immer begleitete. Er sagte, er würde eine Geige für mich kaufen, die hätte er schon gesehen, darauf könnte ich lernen. Schließlich erstand er das gute Stück.

Mein Traum von dem roten Feuerwehrauto war indes noch nicht vergessen und ich erinnerte ihn daran, aber er wollte davon nichts wissen.

Indes, Geigespielen habe ich nie gelernt, aber an das Feuerwehrauto denke ich noch heute.

Dat rode Fürwehrauto (plattdeutsch)

Dat war to mien fievte Geburtsdag. In de Straat, de to uns School gung, war een Spölwarengeschäft. Tegen Knallblättchenpistolen (Apalatschepistolen sechten wi Kinners), Halter un Indianersmuck, gaff dat ok Modellautos, so för de elektrisk Isenbahn. Un midden drin, en rode Fürwehrauto, mit utreckbarer Ledder.

Dies Fürwehrauto kiek't mi in Oog, ick war verleeft daarin. So mook ick mien Vader madig, dat kost ok blot fiev Mark. Awer mien Vader see, he harr war anners för mi.

So gung wi an Namiddag op een Auktion, wo ick min Vader immer mitgah.

He see, he wull een Vigeline för mi kopen, he hett se al sehn, daarup kunn ick lehren. He köffte dat moi Ding.

Mien Dröm van de rode Fürwehrauto harr ick awer nich vergeten, ick see hum dat, aver he wull daarvan nix weten. Indes, Vigeline harr ick net lehrt, aver an dat rode Fürwehrauto denk ick noch vandaag.

Beide Versionen: Karl Farr

Sonnenblumen (Trauer)

Sonnenblumen lassen traurig
ihre Köpfe hängen,
über den Gartenzaun,
haben Tau im Gesicht,
weinen am Morgen.

Karl Farr, 05.09.1987

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen

Stille

Es war schon beinahe ganz dunkel als er von zu Hause losging. Seit Wochen hatte er darüber nachgedacht, ob er wirklich dorthin gehen sollte. In den letzten vier Tagen hatte er an nichts anderes mehr denken können. Die Richtung kannte er, es war sein täglicher Weg zur Arbeit. Eine andere, kürzere Strecke gab es auch, aber die mochte er nicht. Sie führte an einer viel befahrenen Straße entlang. Es war ihm dort zu laut, zu unruhig. Der Motorenlärm und das gelegentliche Hupen machten ihn nervös. Einmal oder zweimal hatte er diese Strecke gewählt, sich dann jedoch für die Route entschieden, die zwar länger, aber angenehmer für ihn war. Sie führte an einem lang gezogenen Friedhof vorbei. Dafür nahm er jeden Morgen in Kauf, früher losgehen zu müssen, doch das war ihm gleichgültig. Er kannte jeden Baum, jede Unebenheit auswendig, so vertraut war ihm sein Arbeitsweg.

Vor sieben Jahren hatte er sich eine neue Bleibe suchen müssen, nachdem er entschieden hatte, aus seiner Heimatstadt fortzuziehen, und hatte diese drei Räume zu seinem neuen Zuhause gemacht. Anfangs fühlte er sich nicht besonders wohl in den zu kleinen Zimmern, aber nach einigen Monaten hatte er sich nicht mehr vorstellen können, woanders zu leben. Es war keine schöne Gegend, in die er gezogen war, aber sie war ruhig, und darauf hatte er seit er denken konnte großen Wert gelegt. Früher, als er noch mit Susanne zusammengelebt hatte, war es ihm zu Hause immer zu laut gewesen. Es war ihm zuwider gewesen, wenn er abends nach Hause gekommen war und das Geschirr klappern gehört hatte. Meist lief auch das Radio und er war geradewegs dorthin gegangen, um es abzustellen. Susanne war jedes Mal furchtbar wütend geworden, aber er hatte sich nicht davon abbringen lassen. Selbst, wenn Susanne geschlafen hatte, störten ihn die Geräusche,

die sie beim Atmen machte. Nun lebte er allein in einem Wohnblock, in dem er der Jüngste war. Seine Nachbarn schienen schon lange dort zu wohnen. Wahrscheinlich, so vermutete er, hatten sie früher hier mit ihren Töchtern und Söhnen gelebt. Die verwaisten Sandkästen und die verrosteten Kletterstangen ließen darauf schließen. Jetzt hielten sich hier keine Kinder mehr auf. Der Bolzplatz, auf dem noch Reste der beiden Tore standen, die vermutlich früher einmal täglich benutzt worden waren, war mit Unkraut zugewuchert. Nach der Höhe der wild wachsenden Pflanzen und des Grases zu urteilen musste es lange her sein, dass kleine Füße von einem Tor zum anderen gerannt waren.

Als er aus dem Haus trat, wunderte er sich, wie schnell sich die Luft abgekühlt hatte. Es wehte ihm ein frischer Wind entgegen, der sich den ganzen Tag über versteckt haben musste und sich jetzt, kurz vor Sonnenuntergang, hinausgewagt hatte, um die Bäume und Büsche durchzuschütteln. Die Jacke, die er für seinen Spaziergang zum Friedhof gewählt hatte, war zu dünn, aber er hatte keine Lust mehr, nach oben zu gehen, um sich Kleidung anzuziehen, die dem Wetter angemessen wäre. Den Kragen schlug er hoch und schloss auch noch den letzten Knopf, so dass der kalte, böige Luftstrom nicht mehr mit voller Wucht hinein konnte durch sein Hemd und bis auf die nackte Haut. Er zitterte, aber er beschloss trotzdem, seinen vertrauten Weg einzuschlagen. Was genau er bei den Toten wollte, wusste er selbst nicht, hatte sich nur seit Wochen gewünscht, einmal an den Gräbern entlang zu gehen und sich die Grabsteine anzusehen. Er stellte sich vor, wie leise es dort sein musste. Besonders nachts, so glaubte er, würde ihn niemand stören.

Je näher er seinem Ziel kam, umso mehr beschleunigte er seine Schritte. Es erfüllte ihn plötzlich eine innere Erregung, die neu für ihn war. Seit er denken konnte, war er ein besonnener, ruhiger Mensch. Schon als Kind war er gern ungestört gewesen. Freunde hatte er keine, suchte auch nicht danach. Einzelgänger hatte seine Großmutter ihn manchmal genannt, aber er konnte nie heraushören, wie sie es meinte. Selbst in der Schule galt er als zurückgezogen. Im Gegensatz zu ihm gaben die anderen Schüler viel von sich preis. Ihm hatte nichts daran gelegen, er wollte allein sein und die anderen hatten es akzeptiert. Überhaupt hatte er wenig Kontakt zu seinen Klassenkameraden gehabt.

Während die anderen Kinder aus der Siedlung, einige von ihnen gingen mit ihm in dieselbe Klasse, laut schreiend über die Wiese gelaufen waren, hatte er in seinem Zimmer gesessen und aus dem Fenster geschaut. Menschen beobachtete er nie, war immer nur an den Wolken interessiert gewesen, die manchmal schnell, manchmal beinahe unmerklich über das Blau hinweg gezogen waren. Immer hatte er sich vorgestellt, wohin ihr Weg sie führen würde und darüber oft die Zeit vergessen, hatte sich dann gewundert, wenn ihn seine Großmutter zum Abendbrot holte. Seine Mutter war nur selten zu den gemeinsamen Mahlzeiten erschienen. Seit er denken konnte, hatte sie mit Kopfschmerzen auf dem Sofa gelegen. Seinen Vater kannte er nicht, er war schon ausgezogen gewesen, bevor sein Sohn zur Welt gekommen war. Niemand wollte ihm etwas erklären, so oft er auch fragte. Manchmal hatte er seine Großmutter seufzen gehört, immer dann, wenn sie geglaubt hatte, unbeobachtet zu sein. „Dieser verdammte Krieg hat alles kaputtgemacht“, hatte sie gemurmelt. Die Großmutter blieb genauso still wie er selbst und dafür hatte er sie geliebt.

Der Eingang des Friedhofes war nur noch wenige Meter entfernt. Auf dem Parkplatz davor standen keine Autos mehr und

nirgends waren Leute zu sehen. Mittlerweile war es fast dunkel geworden und die Straße lag in der abendlichen Stille. Obwohl die große, schmiedeeiserne Pforte bald abgeschlossen werden würde, blieb er einige Minuten davor stehen. Das Tor war etwa zwei Meter hoch, verziert mit Blumenornamenten, und der obere Bogen der Tür endete in einer schneckenförmigen Spirale. Rechts und links des großen Tores standen steinerne Pfosten, von denen zwei Engel mit mildem Lächeln auf die Friedhofsbesucher herabsahen. Kurz erinnerte er sich an die Märchen, die seine Großmutter ihm früher manchmal vorgelesen hatte. Auch dort gab es solche Portale, und er hatte sie sich immer lebhaft vorstellen können. Es kam ihm vor, als wäre der Friedhofseingang der Einlass in eine andere Welt. Lange hielt er die Spannung nicht aus, wollte, ja musste nun endlich die Wege entlanggehen, die er in seiner Vorstellung schon häufig auf- und abgesritten war. So schnell er konnte lief er die ersten Meter, um nicht von dem Friedhofsmitarbeiter doch noch hinaus gebeten zu werden. Erst, als er schon etliche Meter auf dem stillen Gottesacker, wie seine Oma früher manchmal gesagt hatte, geeilt war, wurden seine Schritte langsamer. Er sah rechts und links die Gräber liegen, nur noch schemenhaft, weil die Dunkelheit sich schon beinahe ganz ausgebreitet hatte. Die großen Bäume - Eichen, Kastanien, auch ein paar Buchen - verstärkten die Dunkelheit noch. Unter manchen Bäumen sah er Bänke stehen. Es hatte den Anschein, als habe schon lange niemand mehr darauf gesessen. Viele der Grabstätten waren alt und verwittert. Die Blumen, die einmal auf ihnen geblüht haben mussten, waren dem Unkraut gewichen. Manche Namen und Daten waren kaum mehr zu entziffern. Eine seltsame Ruhe breitete sich in ihm aus. Ein Gefühl, das er bis heute nirgends sonst gefunden hatte. Das er aber, das wurde ihm hier an diesem stillen Ort bewusst, immer gesucht hatte.

Er wunderte sich, wie groß der Totenacker war, hatte ihn viel kleiner eingeschätzt. Es war schön, denn so konnte er lange an den Ruhestätten vorbeigehen, ohne die Wege doppelt gehen zu müssen. Die Grabstellen lagen so still da, als würden sie nur dort sein, um ihm Frieden zu geben.

Als er bereits eine halbe Stunde umherspaziert war, stand er plötzlich vor einer offenen Grube. Wie konnte das sein, fragte er sich. Wer mochte ein Grab ausgehoben und es über Nacht offen gelassen haben? Er wusste von früheren Spaziergängen auf anderen Friedhöfen, dass ausgehobene Grabstellen mit Metallgittern gesichert wurden. Dieses hier jedoch lag offen vor ihm. Es war etwa zwei Meter tief. Daneben lag die ausgegrabene Erde zu einem Hügel aufgeschichtet. Lange stand er vor diesem tiefen Loch, das nichts als Ruhe und Dunkelheit ausstrahlte. Ohne darüber nachzudenken, stieg er hinab und legte sich auf die klamme Erde. Es war kalt, aber das machte ihm nichts aus. Der Wind zog über ihn hinweg, er kam nicht bis hinein in die Tiefe. Die Feuchtigkeit und Kälte drang durch seine Kleidung.

So lag er da und überlegte, weshalb seine Nachbarn sich in letzter Zeit immer wieder

über ihn beschwerten. Sie sagten ihm, er sei zu laut, und das war die größte Verletzung, die sie ihm beibringen konnten. Er konnte nicht herausfinden, welche Geräusche, die er verursachte, so voller Lärm sein sollten, dass es sie störte. Mittlerweile war er in seiner eigenen Wohnung derart unsicher, dass ihm immer öfter etwas herunter fiel. Ein Teller auf die Küchenfliesen. Der Rasierapparat auf den Badezimmerfußboden, direkt neben die dicke, weiche Matte.

Er lag in der offenen, modrigen Gruft und die Kälte hatte sich bereits in seinem ganzen Körper ausgebreitet. Obwohl es erst Ende September war, hatte der Wetterbericht bereits Bodenfrost angekündigt. Er lag da und dachte darüber nach, wie er noch leiser werden konnte, um seine Nachbarn nicht zu stören. Es war wirklich eisig hier unten. Und still. Ganz ruhig war er, sein Atem ging nur noch flach. Er störte niemanden. In dieser Nacht nicht und auch nie wieder.

Von dem Tumult am nächsten Morgen bekam er nichts mehr mit, und das war auch gut so, denn sonst wäre es ihm sehr peinlich gewesen.

Denise Zöphel

ist 40 Jahre alt und Diplom-Sozialpädagogin. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Lüneburg. Im Juni 2004 begann sie mit ihrem ersten Roman und schreibt seit Anfang 2005 Kurzgeschichten.

Eine fixe Idee

Während Martina Schornagel den Versuch unternahm, die Markise an ihrem Balkon auszufahren, spürte sie die ersten Tropfen des einsetzenden Regens auf ihren nackten Armen. Der Mechanismus hakete. Wieder einmal! Genervt von den Tücken der Technik und der schwülen Gewitterluft, rüttelte Martina mit beiden Händen an dem Sonnenschutz. Einer der Plastikklappstühle diente ihr dabei als Leiter. Die eigene

Unvorsicht dieser halsbrecherischen Aktion ganz außer Acht lassend, war Martina nur darauf bedacht, ihren Eigensinn, der oft in Sturheit gipfelte, durchzusetzen. Wäre nicht ihr Fingernagel eingerissen, hätte sie sich in einen gepflegten Wutausbruch hineingesteigert. Durch den anhaltenden Schmerz verlor sie das Gleichgewicht. Mit letzter Kraft krallte sie ihre noch intakten Nägel in das Volant

des Markisenstoffes. Just in dem Moment aktivierte sich wieder die Automatik. Mit weit aufgerissenen Augen und stumm vor Angst wurde sie nach unten geschleudert. Unsanft landete sie vornüber gebeugt auf der Balkonbrüstung. Wie hypnotisiert starrte sie den fallenden Blumentöpfen hinterher.

Weder deren dumpfen Aufschlag auf dem Asphalt noch die warmen Regentropfen, die wie Trommeln in ihrem Kopf hallten, ließen eine Bewegung zu. Auch nicht der Passant, der ebenso erschrocken wie besorgt zu ihr hochblickte.

Sie hatte wirklich Glück gehabt. Das war offensichtlich. Doch dass jemand die Situation falsch interpretieren könnte, wäre ihr nicht im Traum eingefallen.

Tags darauf saß Martina der Schreck noch immer in den Gliedern, und ihr Bauch fing jetzt erst richtig an zu schmerzen.

Trotzdem und gerade deswegen wollte sie ihren Sommerurlaub in vollen Zügen genießen. In Anbetracht der Dinge und selbstverständlich unter Berücksichtigung aller Vorsichtsmaßnahmen würde sie Urlaub auf Balkonien machen. „Der Sommertraum“ konnte beginnen. Martina lächelte ihrem Spiegelbild zu, schnappte ihren großen Regenschirm und machte sich auf den Weg.

Nach einigen Schritten war sie zehn Zentimeter kleiner und humpelte. So viel zum Thema neue, hochhackige Pumps, eine kostspielige Investition für den städtischen Mülleimer.

War sie nur ein Tolpatsch oder klebte ihr das Pech an den Händen beziehungsweise an den Füßen? Selbstkritisch und barfuß lief Martina durch den Park. Es nieselte. Beschwingt balancierte sie den großen Schirm und summte vor sich hin.

Das laue Wind umspielte ihre Beine. Das feuchte Gras kitzelte ihre Fußsohlen. Dieses prickelnde Gefühl ließ sie den restlichen Weg in grashüpferartigen Sprüngen zurücklegen.

Erst am Weiher, ihrem Lieblingsplatz, kam sie zum Stehen. Sie beugte sich vergnügt nach vorne, um mit den Fischen zu plaudern. In der Wasseroberfläche

spiegelte sich ein ihr nicht unbekanntes Gesicht wider.

Dieser Kerl verfolgte sie. Zuerst war er Zeuge ihres Beinaheabsturzes, was vielleicht noch dem Zufall zugeschrieben werden konnte. Und jetzt stand er wieder in ihrer unmittelbaren Nähe. Möglicherweise war er ihr mit seinen unlauteren Absichten schon länger auf den Fersen. Schützend zog sie den Schirm noch dichter an sich. Er hätte ihr Vater sein können, dieser Lustmolch. Martina beobachtete aufmerksam jede seiner Bewegungen im Fischweiher. Noch stand er abwartend da. Sollte er sich auf sie zu bewegen, würde sie lauthals losschreien. Neugierig bückte sie sich noch weiter nach vorne, um ihren Verfolger näher in Augenschein zu nehmen.

„Gar nicht mal so übel“, musste Martina eingestehen, bevor sie sich von der Tiefe des Gewässers überzeugen konnte.

Karl Wagner sah seine Annahme bestätigt, dass diese verhaltensauffällige Person davon besessen war, sich eigenhändig ins Jenseits zu befördern. Nachdem der Sprung vom Balkon mißglückt war, hatten sie ihre Selbstmordabsichten ins Wasser getrieben.

Er hatte sie im Auge behalten, um sie vor einer Dummheit zu bewahren.

Diese geradezu fixe Idee war gründlich in die Hose gegangen, mißlungen, buchstäblich ins Wasser gefallen. Dafür konnte er sie jetzt retten. All diese Gedanken schossen ihm durch den Kopf, als er die hustende, wild um sich schlagende Martina an Land gezogen hatte. Zum erstenmal war er ihr ganz nahe und war umso wütender über ihre wiederholten Suizidversuche.

Wie konnte eine so junge, hübsche Frau einfach ihr Leben wegwerfen wollen? Es war ihm unbegreiflich. Er wollte sie unbedingt davon abbringen.

„Wahrscheinlich eine unglückliche Liebesgeschichte“, vermutete Karl, während er sich erschöpft ins Gras fallen ließ.

„Warum haben Sie mir das angetan?“ Aufgebracht wandte sich Martina an Herrn Wagner, der sich ihr mittlerweile, mit der Absicht sie aufzuheitern, als „Wagner, Karl Wagner“ vorgestellt hatte.

„Hören Sie auf mit dem James Bond Gehabe. Sie taugen nicht zum 007-Agenten.“

„Und Sie taugen nicht zur Selbstmörderin.“

„Sie Möchtegern-Casanova sind doch schuld, daß ich ins Wasser gefallen bin. Und jetzt wollen Sie es als Selbstmord darstellen. Wären Sie nicht hinter mir her, dann könnte ich, dann...“

„Sie sind etwas durcheinander. Der Schock und so. Sie müssen erst einmal zur Ruhe kommen.“ Beruhigend legte Karl die Hand auf Martinas Schulter.

„Hören Sie auf, mich zu begripschen. Das würde Ihnen so passen. Sie sehen sich wohl schon am Ziel Ihrer Träume.“

„Ich will Ihnen nur helfen. Ich werde Sie nicht anfassen. Einverstanden?“ Karl trat demonstrativ einen Schritt zurück. „Aber sagen Sie mir, warum Sie heute wieder versuchten, sich das Leben zu nehmen?“

„Ich habe niemals versucht, mir das Leben zu nehmen. Eher würde ich Sie umbringen, Sie Unhold.“

„Sie müssen mir glauben, dass ich Sie nur beschützen wollte!“

„Ach, nennt man das jetzt so? Schützen wollen. Ist ja geradezu lachhaft.“

„Ja, lachen Sie ruhig. Das wird Ihnen gut tun. Ich wollte Sie vor sich selbst schützen. Es wäre doch sehr schade um ein so hübsches, bezauberndes, wenn auch kratzbürstiges, zänkisches Wesen, finden Sie nicht auch?“

„Na schön. Lassen Sie mich mal nachdenken.“ Von den Ausführungen ihres Gegenübers mittlerweile überzeugt, begriff Martina die Zusammenhänge dieser Charade. „Ganz klar. Sie standen unter meinem Balkon und dachten, ich wollte mich in die Tiefe stürzen. Dabei versuchte ich nur mit aller Gewalt, meine Markise herauszuziehen. Und eben am Weiher, als ich Sie beobachtete und mich dabei zu weit vorlehnte, da hatten Sie...“

„Wieder den Eindruck von Selbstmord.“ Beruhigt sprach Karl den Satz zu Ende.

„Da nun alle Mißverständnisse verklärt sind, würde ich Sie gerne in ein Lokal Ihrer Wahl einladen. Und keine Angst. Mein Sohn wird mich als eine Art Anstands dame begleiten.“

„Und ich werde zur Unterstützung meine beste Freundin mitbringen. Die steht nämlich wirklich auf grau melierte Herren.“

Der Abend war der Beginn von vielversprechenden und wunderbaren Freundschaften. Die brünette Kerstin Maurer hatte gleich ein Auge auf Karl Wagner geworfen, der ihr gegenüber auch nicht abgeneigt war.

Jürgen, sein aparter wie ebenso charmanter Sohn, fand in der blonden, stupsnasigen Martina Schornagel die Liebe auf den ersten Blick.

Die erste Berührung ihrer Hände erzeugte einen elektrischen Schlag.

Martina war mehr als beeindruckt und konnte sich zum erstenmal vorstellen, sich von einem solchen Mann wie Jürgen zähmen zu lassen.

Die Fügung des Schicksals hatte sie zusammengebracht. Martina war sich dessen bewusst und ließ ihren Gedanken freien Lauf. Sie konnte eine innere Verbundenheit und viele Gemeinsamkeiten feststellen. Ob er auch so ein Tolpatsch war?

Hoffentlich nicht! Sonst würde die Versicherung ihrer zukünftigen Familie immense Kosten verursachen.

Aber zuerst würden sie einen herrlichen und unvergesslichen Sommer verbringen. Dann würde die Hochzeit ihre Liebe krönen.

Und anschließend würden sie traumhafte Flitterwochen auf Mauritius erleben.

*Susanne Ulrike Maria Albrecht
geboren 1967 in Zweibrücken, absolvierte
eine Ausbildung zur Schauwerbegestalterin
und eine private Schauspielausbildung.
Von ihr erschien bereits der Band
„Umkehr ausgeschlossen“ sowie einige
weitere Werke in Anthologien.*

Das Mädchen mit den goldenen Haaren

In einem fernen Land lebte ein König in seinem großen Schloss. Seine Frau, die Königin, war eine wahre Schönheit. Sie war eine Winterfee und ihr Haar war weiß wie der Schnee, ihre Augen so blau wie der Winterhimmel. Der König liebte seine Frau sehr, auch wenn sein Reich, seit er sie geheiratet hatte, unter dem mächtigen Bann der Winterfee lag. Die Flüsse und Seen waren von einer dicken Eisschicht überzogen, das ganze Land lag unter einer tiefen Schneedecke verborgen und die Bäume trugen schon lange keine Blätter mehr. Alle Kinder, die seither geboren wurden, hatten das weiße Haar und die eisblauen Augen der Königin. Das Vieh scharfte im Schnee, um an das versteckte Grün zu kommen und das Volk litt an Hunger und Kälte. Der König sandte immer wieder seine Händler in die umliegenden Länder, um Nahrung für sich und sein Volk zu beschaffen.

Der ewige Winter nahm kein Ende. Viele Menschen packten ihr wenig Hab und Gut, verschlossen ihre Hütten und machten sich auf den Weg in eine freundlichere und wärmere Gegend.

Das kam den König zu Ohren und er wurde zornig, weil sein Volk ihm davonlief. So sandte er seine Herolde durch das Land und ließ überall ausrufen, dass es von nun an verboten sei, das Land zu verlassen. Seine Soldaten schickte er an die Grenzen seines Reiches, um Wache zu halten und Fliehende hart zu bestrafen.

Die Menschen wurden immer unglücklicher, denn die Nahrung, die der König ihnen besorgen ließ, reichte nicht aus, um ihre Mägen zu füllen. Sie froren in ihren ärmlichen Hütten und sehnten sich nach bunten Blumen und fröhlichem Vogelgesang.

Eines Tages, es war besonders frostig und ein eisiger Schneesturm fegte über das Land, klopfte es an der großen Pforte des Schlosses. Der Diener des Königs öffnete und war nicht wenig erstaunt, als er ein

kleines Mädchen vor dem Tor stehen sah. Ihr Haar war so golden wie der Sonnenschein und ihre Augen so grün wie frisches Gras. Mit nackten Füßen stand sie im Schnee. Sie hatte nur ein dünnes Kleidchen an und zitterte vor Kälte.

„Was willst du denn hier, Kleine?“ fragte der Diener.

„Ich möchte mit dem König sprechen“, stieß das Mädchen zwischen seinen klappernden Zähnen hervor.

„Nun, komm erst einmal herein.“

Der Diener trat zur Seite und ließ das Mädchen in die große Eingangshalle des Schlosses treten, schloss das große Tor und sperrte den tobenden Schneesturm aus.

„Warte hier, ich werde den König fragen, ob er dich empfängt“, sagte der Diener und eilte auch schon mit großen Schritten davon.

Als er schließlich vor dem König und der Königin stand, verneigte er sich tief und berichtete von der Bitte des Mädchens.

„Ein Kind? Wieso sollte ich ein Kind empfangen?“ fragte der König ärgerlich.

„Aber, mein König, sie hat so goldenes Haar wie die Strahlen der Sonne und so grüne Augen wie die ersten sprossenden Blätter an den Bäumen.“

Der König machte ein nachdenkliches Gesicht. Doch die Königin fuhr den Diener an: „Hörst du nicht, der König hat keine Zeit, um sich mit Kindern abzugeben. Geh, wirf sie hinaus und störe uns nicht länger.“

Der Diener verneigte sich wieder und kehrte eilig zu dem Mädchen zurück.

„Der König will nicht mit dir sprechen. Du musst jetzt wieder gehen.“

Das Mädchen sagte kein Wort. Es nickte nur und ging in den tobenden Schneesturm hinaus. Bald schon hatten die wirbelnden Flocken ihre zarte Gestalt verschluckt.

In einer kleinen Hütte lebte ein alter Bauer. Er war den ganzen Tag am Fenster gestanden und hatte dem Wüten des Schneesturmes zugesehen. Nun war es Abend geworden. Der alte Mann hüllte

sich in einen warmen Mantel, denn er wollte hinüber zum Stall gehen und nach seinen Schafen sehen. Mühsam stapfte er durch den hohen Schnee. Er hatte den Stall schon fast erreicht, als er etwas Goldenes im Schnee leuchten sah. Neugierig ging er darauf zu und entdeckte die Gestalt eines Mädchens im Schnee liegen. Schnell hob er den leichten Körper auf und trug ihn eilends in seine Hütte. Ein kleines Feuer flackerte im Kamin und der Bauer legte das Kind dicht an die Flammen, holte alle Decken, die er besaß und legte sie über das Mädchen. Es atmete nur schwach und sein Körper zitterte heftig. Zart strich er ihr über das goldene Haar. Plötzlich öffnete es die Augen und sah ihn an. Ihre Augen waren so leuchtend grün, dass sie ihn nicht mehr losließen. Langsam ließ ihr Zittern nach, ihr Atem wurde schwächer. Eine einzelne Träne lief über ihre Wange, dann schloss sie die Augen und starb.

Dem alten Bauern wurde ganz schwer ums Herz. Er ging in seinen Garten. Vor den dünnen Ästen eines großen Strauches blieb er stehen. Wie sehr hatte er den Jasminstrauch geliebt, seine wunderschönen Blüten und ihr süßer Duft. Unter diesem Strauch hob er mit großer Mühe eine Grube aus. Die Erde war gefroren und es kostete ihn alle Kraft. Er wickelte den Leib des erfrorenen Mädchens in eine Decke und bettete ihn in die Grube. Dann deckte er ihn mit der kalten Erde zu. Ein paar Minuten noch blieb er gedankenverloren am Grab stehen und kehrte traurig in seine Hütte zurück.

Am nächsten Morgen hatte sich der Schneesturm gelegt und eine helle Wintersonne schickte ihr Licht auf die

weiße Erde herab. Der alte Bauer verließ seine Hütte und wollte zu seinen Schafen gehen. Als er an seinem Garten vorüber kam, blieb er vor Schrecken starr stehen. Er wollte seinen Augen nicht trauen. Auf dem frischen Grab waren über Nacht die schönsten Blumen gewachsen. Der Jasminstrauch blühte in wunderschöner Pracht und der liebliche Duft verbreitete sich im ganzen Garten. Kleine Vögel saßen in seinen Ästen und zwitscherten und trällerten so heiter wie es der Bauer noch nie gehört hatte. Leuchtend grünes Gras wucherte um das Grab herum und die Strahlen der Wintersonne schienen auf diesem Fleckchen Erde mild und golden.

Sandy Green, Jahrgang 1969, in Mannheim geboren und im Odenwald aufgewachsen, begann schon in frühen Jahren mit dem Verfassen von Gedichten und Kurzgeschichten.

Ihr Lyrikband „Im Milchglas-Spiegel“ ist im Juli 2004 im TRIGA-Verlag erschienen. Eine Sammlung ihrer Erzählungen erschien Ende 2004 im Buch „La Casa“ im MV-Verlag. Ihre neuste Anthologie heißt „Nicht ohne Konsequenzen“. Sie ist Mitglied im Literarischen Zentrum Rhein-Neckar e.V. „Die Räuber 77“. Lesungen u.a. in Mannheim, Ludwigshafen, Lindenfels. Preisträgerin des Lyrikwettbewerbes „Ich schenk dir ein Gedicht“ der Stiftung Lesen.

www.sandy-green.de

Wien 2050

Wir haben das Jahr 2050. Reinhard, Ingrid und Erwin - alle drei beziehen seit Langem Sozialhilfe – spazieren durch die Wiener Innenstadt. In der Kärntnerstraße stehen seit 15 Jahren riesige Wolkenkratzer, die alten Häuser aus dem Ende des 19. Jahrhunderts um die Rotenturmstraße und Seitenstättengasse sind alle abgetragen worden.

An Stelle des Stephandoms steht eine riesiges 15 Sternehotel, darauf befinden sich zwanzigstöckige Eigentumswohnungen und oberhalb ein weiträumiges Terrassencafe.

Erwin (39), Ingrid (40) und Reinhard (43) kennen sich in der Wipplinger Straße nicht mehr aus, dort steht ein großes Hallenbad, ein Fitnesscenter, darauf ein noch unbekannter Verlag „der Humbug“, der sich sechs Stöcke lang hinzieht mit einer Unzahl an Büros mit modernsten Computern und Telefonen. Letztere sind so ausgestattet, dass sie jeden Anrufer genauest sehen können und umgekehrt ebenfalls, ganz egal in welchem Aufzug der Anrufer oder der Angerufene auch immer ist, gerade erst aufgestanden, ungewaschen und unfrisiert. Ob das den Wünschen des Angerufenen entspricht.

Die drei Sozialhilfeempfänger kommen zum ehemaligen Dr. Karl-Renner-Ring, der inzwischen Lustring heißt, statt dem Parlament steht dort eine große Tennishalle, anschließend eine weiträumige Tiefgarage. Das Rathaus wurde entfernt, die große Anlage davor dem Erdboden gleichgemacht. Wo das Rathaus stand, erhebt sich das modernste Spital der Welt.

Reinhard, Ingrid und Erwin kommen aus dem Staunen nicht heraus. Sie wohnen in einer Wohngemeinschaft in der Sobieskigasse. Heute ist Samstag, ihr arbeitsfreier Tag. Ansonsten sind sie an einem geschützten Arbeitsplatz beschäftigt. Die drei verstehen einander gut, lachen oft und gerne. In dieser Gegend

waren sie schon lange nicht. In den Außenbezirken Ottakring, Hernal, Penzing wurden die alten Häuser belassen. Alle drei haben jetzt keine Ahnung wo sich die Regierung jetzt befindet, wenn es das Parlament nicht mehr gibt. und statt dem Bundeskanzleramt ein großes Autohaus errichtet wurde. Das Naturhistorische und Kunsthistorische Museum ist noch vorhanden, aber ihre Dächer bestehen aus Glas.

Die Ingrid fragt einen Passanten, ob er weiß, wo jetzt die Parteien miteinander streiten. Aber dieser schüttelt nur den Kopf und sagt: „Keine Ahnung.“ Erwin spricht danach eine vorbeigehende Frau an und stellt die gleiche Frage an sie. Diese antwortet: „Wißt ihr das denn nicht? Die Regierung tagt seit längerer Zeit in Schönbrunn, wo die Kaiserin Maria Theresia residiert hat.“ Die drei bedanken sich, sind überrascht, sagen aber sonst nichts.

Der Spaziergang durch die Wiener Innenstadt hat sie ermüdet. Den früheren Ulf, die derzeitige moderne Straßenbahn, gibt es schon lange nicht mehr. Stattdessen fährt der vierstöckige 110 Bus Richtung Ottakring. Reinhard, Ingrid und Erwin steigen in diesen Bus. Sie brauchen keinen Ausweis mehr, das Fahren mit den Öffis kostet seit Langem nichts mehr. Die drei müssen am Gürtel in die U5 umsteigen, die ganz anders aussieht als die frühere U6 und natürlich klimatisiert ist. Allen dreien hat der lange Spaziergang gut getan.

Allerdings geht ihnen einiges durch den Kopf, was sie erst verarbeiten müssen. Diese ewigen Veränderungen der Gegebenheiten, das missfällt ihnen, aber sie alleine können dagegen nichts machen.

Thilo Bachmann

von beruf bin ich gelernter gärtner und schreibe gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren

anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. bin hobby-pianist. Steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut

hamsun, gustav freytag. vorgezogene komponisten: bach, beethoven, mozart, höre mir auch countrymusik, soul, blues an.

Frühling und der kleine Chinese

Wieder stehen wir auf dem Parkplatz von einem Supermarkt. Im Rückspiegel sehe ich die aufdringliche, für Island untypische Leuchtreklame. Katrin und Lena steigen aus, Lena spricht laut die Liste der Einkäufe, Steve zögert, zieht den Reißverschluss seiner Jacke langsam bis zum Hals, wartet und steigt dann doch aus. Ich bleibe sitzen, ein gelangweiltes Nicken als Rechtfertigung, heute nicht. Die drei waren kaum hinter den mit Werbung beklebten Glastüren verschwunden, das Dröhnen der Musik aus dem Wagen gewichen, als ich durchatmen konnte, zum ersten Mal seit Stunden. Die feuchte Luft brennt. Ein blattloser Strauch wird vom Wind die Straße hinunter getragen. Die Verästelungen sehen brüchig und alt aus. Eine schlechte Szene aus einem Western, denke ich, es fehlt nur die Staubwolke, der Saloon, klappernde Fensterläden. Mitten in der Kälte Islands. Während tatsächlich ein dünner Film aus Staub und Sandkörnern über das Auto weht, versuche ich die nötigen Einkäufe aufzuzählen, stelle mir den Zettel mit blauen, handgeschriebenen Wörtern vor: Waschmittel und Weichspüler, Erdbeeren, Äpfel und Pfirsiche für den Obstsalat, Eistee und Rote Grütze. Ein imaginärer Geschmack von Früchten will auf meiner Zunge nicht entstehen, sosehr ich mich auch bemühe, nur die Vorstellung von Frühling entsteht. Als Kind war es die Vorfreude auf den Urlaub bei meinen Großeltern in einem Ferienhaus auf Lanzarote, das letzte Wochenende im Juni. Später und auch heute noch ist es ein kleiner Chinese, den

ich deutlich vor mir sehe und den ich mit Frühling verbinde, ob ich will oder nicht. Irgendwann im April, vor Jahren, als ich noch einen Wagen ohne Klimaanlage fuhr, meine Freundin in einer unbekannten Stadt lebte und die Suche nach einer Aufgabe in der entscheidenden Phase war. Ich parkte zwischen zwei Eichen, blickte zur Uhr, zwei Minuten zu früh. Auf der anderen Straßenseite lag das Restaurant, zehn Meter von mir entfernt, direkt am Ufer der örtlichen Badestelle. Ich drehte den Ton des Radios erst leiser, dann komplett aus, bewegte mit Daumen und Zeigefinger mein T-Shirt, die Luft konnte die Schweißbildung nicht verhindern, der erste warme Tag des Jahres. Der kleine Chinese kniete vor dem Lokal, arbeitete mit seinen Händen in der Blumenerde, pflanzte ein Gewächs in den Boden, zupfte verwelkte Blätter von der Pflanze. Erst als mein Wagen abrupt zum Stillstand kam, die Reifen sich in den sandigen Untergrund gruben, blickte er über seine Schulter zu mir. Kein Lächeln, keine Reaktion in den Falten um seine Augen, kein Erstaunen. Er blickte mich ernst an, länger als einen Fremden und in dem Moment, als ich eine Begrüßung erwartet hatte, drehte er seinen Kopf wieder zum Boden, berührte mit dem Daumen erst die Blüten, dann sein Gesicht. Ich stieg aus und spürte es sofort, die Temperaturen waren gestiegen, man glaubte die Hitze auf dem Asphalt der Straße sehen zu können, der Wald hinter mir war bewegungslos, die Luft drückte, stand. Der Parkplatz war zu groß, mehr Möglichkeiten als es je Restaurantbesucher und Badegäste geben wird. Ich entferne

mich von meinem Auto, sehe aus dem linken Augenwinkel einen Telefonapparat. Eine Telefonzelle ohne Dach und Boden, ich gehe darauf zu, sehe grüne und rote Drähte, die aus einem in der Mitte gewaltsam auseinander gebrochen Hörer ragten und mich früher mit China hätten verbinden können. Ich berühre die scharfen Plastikkanten, frage mich warum und spüre einen Atem in meinem Nacken. Während ich mich umdrehe, fühle ich mich grundlos schuldig, mein Herz schlägt schneller, aber alle Wurzeln sind noch nicht unter der Erde verschwunden und der Chinese an seinem Platz. Meine Nackenhärchen müssen den leichten Windstoß gespürt haben, der über den See an mir vorbei wehte und den Glauben, der Sommer beginne wieder, auf ein Frühlingsgefühl reduzierte.

Meine Freundin saß schon im Lokal, nippte an ihrem Wasser, starrte aus dem Fenster, sah vermutlich an den kleinen Wellen des Sees vorbei, Wörter wie: „endlich, typisch, unmöglich“ fielen nicht. Und dennoch bemerkte ich in der Art ihrer Begrüßung, in dem Massieren ihres rechten Ohrfläppchens, den nervösen Bewegungen ihres Körpers auf dem Stuhl, dass sie mir jedes dieser Worte ins Gesicht schreien wollte. Sie schwieg. Erst am Ende, nachdem sie den Nachtisch mit dem winzigen Eislöffel gegessen hatte, sprach sie, in einer Langsamkeit, die mich anwiderte, von Wochenenden, vom Stadtleben und von Trennung. Aber das bemerkte ich viel zu spät.

Die Kellnerin, die uns die Speisekarten, den Hauptgang und das Eis serviert und dabei eine künstliche Freundlichkeit gezeigt hatte, war verschwunden. Ich suchte sie nicht, fand sie aber trotzdem, als

Tobias Sommer

wurde am 6. Juli 1978 in Bad Segeberg (Schleswig Holstein) geboren. Er arbeitet seit 1995 in der Finanzverwaltung. In Literaturzeitschriften und Anthologien wurden bereits Texte von ihm veröffentlicht. Mitte 2005 erschien sein Prosadebüt „Meer über uns“ im b-haendel-verlag (kein Auftragsdruck!).

www.autorengruppe-jetzt.de/freunde.html

ich aus dem Fenster blickte. Nun war sie es, die vor dem Haus kniete, die Hände in der Muttererde vergraben. Noch bevor ich über den Sinn dieser möglichen Arbeitsteilung nachdenken konnte, berührte mich eine Hand. Erschrocken drehte ich meinen Kopf zur Seite und sah die Rechnung. Der kleine Chinese hatte seine Handfläche auf meine Schulter gelegt und mit der anderen schob er eine Untertasse, auf der ein Stück Papier lag, zu mir. Er lächelt, sah wie der Wind, der durch einen schmalen Spalt der Terrassentür an ihm vorbei zog, die Rechnung einige Millimeter vom Tellerboden an hob. Wie jedes Jahr, sagte er, der Wind kommt, die Sonne, das schöne Wetter und die. Er deutete aus dem Fenster. Wer, wollte ich fragen. Er lächelte noch immer, nahm gelangweilt das Geld, das ich auf die Rechnung gelegt hatte, und schüttelte den Kopf. Verzeihung, es wird Frühling. Kaum hatte er diese Feststellung getroffen, war er auch schon wieder in den hinteren Räumen verschwunden. Die Frau goss die neu eingepflanzten Gewächse und sah, aus der Distanz, unzufrieden, beinahe traurig aus. Ich habe von denen gehört, sagte meine Freundin, jedes Jahr kommen die, klauen Blumen, reißen Büsche raus, randalieren, und im Sommer sind sie wieder verschwunden, Frühlingsgötter. Ich dachte über diesen merkwürdigen Ausdruck nach und wusste, dass auch sie im Sommer wieder verschwinden wird.

So, schreit Steve und knallte die Autotür zu. Die Frauen haben den Laden mit ihrer Suche völlig ruiniert. Er lacht.

Los, wir schwinden. Meine letzten Worte an diesem Tag.

www.b-haendel-verlag.de

Nicht gleich schnaufen müssen

Unbekleidet stand ich in dem Zimmer mit den vergitterten Fenstern. Es befanden sich hier fünf Betten, zwei davon waren belegt. Ich war gerade beim Waschbecken und trocknete mich ab. Frech grinste mich da der Spiegel an und sagte: „Ei, ei, Frau wie siehst du aus!“

„Was dagegen?“ fragte ich und versuchte ein krampfhaftes Lächeln aufzusetzen. „Hast ein wenig Fett am Bauch angesetzt und deine schweren Beinchen...“ „Na und!“ „Nilpferd, Nilpferd“, höhnte der Spiegel Das Handtuch riß eine verkrustete Wunde auf, ein Stück Haut mit; Blut floß; wie damals, dachte ich, und mir wurde übel wie früher bei der ersten Trennung meines ersten Verlobten.

Damals, jung und knackig war ich, beweglich und durchtrainiert. „Ella“ nannten sie mich, weil ich um die Jungen herumtanzen konnte. Antritt, Drehung, Spitze.

„Jetzt läuft nichts mehr bei dir“; ächzte der Spiegel und verzog sein Gesicht zu einer hämischen Fratze, zum Dreinschlagen. „Ich will ja Sport treiben, ein wenig fit sein, nicht gleich schnaufen müssen, wenn ich ein paar Treppen hinaufsteige“, sagte ich versöhnlich und atmete tief durch, weil mir nach dem halben Satz die Luft ausgegangen war.

„Dein Wille ist da wie deine Hüftringe“; konstatierte der Spiegel eisig.

Ein abschätzender Blick fiel auf meine Körpersilhouette. Sollte ich darauf etwas sagen?

„Ja, ja“, antwortete ich, mehr fiel mir dazu nicht ein. Nun hatte ich mich bereits angezogen, als der Spiegel wie ein besorgter Pädagoge zu reden begann. Er pries rororo Buchnummer 963 und 957, da erfährst du alles über Stretching, Beweglichkeit, richtigen Sport! Und er lobte auch Buchnummer 942 „Was für ein Mann an deiner Seite“, und ich sah ja alles ein und seufzte tief.

Warum sollten die nächsten Monate nicht genau so angenehm sein wie immer; New York, London, Paris; mit einem Glas Champagner in der Hand, einer Fernbedienung in der anderen und auf dem neuen Sofa vor dem Fernseher sitzend; mit Sport von morgens bis abends im Programm. „Kannst du doch gar nicht genießen; du kennst ja nicht mal die Regeln; hast keine Ahnung von Scimmasge und Kicking- Tee, von Birdie und Doppel; die Olymischen Spiele sind für dich für die Katz. Ich schloß die Augen und nahm mir eine Menge vor. Sofort würde ich mein Leben ändern, radikal, gänzlich.

Sogleich renne ich zum Buchhändler, nein doch lieber traben. Ach, nicht übertreiben auf dem Weg ins neue Leben. Ein gemütlicher Gang durch die Buchregale tut's auch, bis es dann wieder heißt: Antritt, Drehung, Spitze; wie ehemals.

Elfriede Herold, in Wien/ Österreich geboren, arbeitet als Damenschneiderin. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Das Baby ist da

Die Hebamme Karla Fried ergriff das Neugeborene, das graublau wie ein U-Boot schimmerte, nabelte es ab, saugte mit einer feinen Sonde den Schleim aus Mund und Nase, klopfte ihm auf den Rücken und ermunterte es: „Nun komm schon, komm, atme, du schaffst es!“ Ein Niesen, ein Röcheln und ein schwaches Hüsteln folgten, dann endlich gellte der ersehnte Schrei durch den Kreißsaal. Der Junge schlug kurz die Augen auf, erschrak ob der riesigen, ungewohnt lauten und groben Welt und zeigte seinen endgültigen Lebenswillen mit weiterem empörten Plärren.

Karla Fried legte den Kleinen der 17-jährigen Mutter auf den Bauch. Intuitiv streichelte diese ihm die Wange mit ihrem Zeigefinger. Ira Lebion war sehr erschöpft, vor allem aber erleichtert, Schwangerschaft und Geburt endlich hinter sich gebracht zu haben.

Sieben Monate zuvor, im letzten Sommer, der ungewöhnlich heiß war, hatte sie sich eines Tages mit ihrer Freundin Tina um 17 Uhr zum Schwimmen verabredet. Kurz bevor sie das Haus verließ, stand sie in ihrem neuen himbeerfarbenen Bikini und betrachtete zufrieden ihre makellose Figur. Ihr Freund Thies würde die Augen weit aufreißen, wenn er sie so sähe.

Fast hatte sie die nahe gelegene Schlei erreicht, als sie Schritte hinter sich vernahm. Gerade wollte sie sich umdrehen, da drehte ihr jemand mit festem Griff den rechten Arm auf den Rücken. Ihre Badetasche klatschte auf den Kies. Unwillkürlich riss sie den Mund auf, um zu schreien, da presste sich eine extrem breite Hand mit blassen Wurstfingern von links gegen das Kinn und drückte ihren Unterkiefer so hart gegen den Oberkiefer, dass ihr Kopf schmerzhaft nach hinten überstreckt wurde. In kürzester Zeit landete sie rückwärts in einem dichten Gebüsch.

Ein kugeliger Bauch erschien über ihr.

Übelkeit überkam sie. Sie würgte ihre Angst herunter. Der Hüne lockerte seinen Griff nur wenig und fesselte sie an einen kräftigen Strauch. „Jetzt verführt Adam zur Abwechslung mal die Eva“, säuselte er mit süffisanten Lächeln und rammte ihr einen Apfel bis zur Kiefersperre in den Mund. Er schob ihr das Bikinioberteil über ihre Brust, zog ihr den Slip aus, entblößte sich Stück für Stück wie ein Stripper, weidete sich mit lüsternen Blicken an ihrem Körper und ihren vor Angst geweiteten Augen und verging sich keuchend und schnaufend an ihr.

Nur mit Mühe konnte sie sich beherrschen, um nicht am Mageninhalt ersticken zu müssen. Hilflos zielten ihre Augen in das Gesträuch, streiften seinen konzentrierten Blick nach unten und nahmen wie ein Fotoapparat wichtige Erkennungszeichen dieses Widerlings in sich auf – seine grobwülstigen Lippen, die teigige blasse Haut und seine schütterten blassroten Locken, die durchgeschwitzt am Kopf klebten. Seine Schweißtropfen sickerten auf ihre Gänsehaut.

Endlose Stunden, nachdem er sie verlassen hatte, lag sie immer noch dort. Sie hatte äußerste Mühe beim Atmen und keine Chance, sich zu befreien. Ein Gewitterguss hatte sie total durchnässt. Spaziergänger entdeckten ihre Badetasche und riefen die Polizei zu Hilfe. Eine Kripobeamtin befreite sie, hüllte sie in ihr Badetuch und reichte ihr Wäsche aus ihrer Tasche.

Ira übergab sich. Panik ergriff sie wie in einer Wiederholungsszene. Ihr ganzer Körper schlotterte wie ein Schauskelett, das draußen im Sturmwind stand.

Die Polizistin ließ ihr ein wenig Zeit, ehe sie ihr die ersten Fragen stellte: „Was ist geschehen? Seit wann liegen Sie hier? Wie sah der Mann aus?“

Ira konnte ihr nicht antworten, konnte nur noch hemmungslos weinen. Erst eine halbe Stunde später stammelte sie erste Details heraus. Einen Arztbesuch lehnte sie ab. Sie

wollte ihre Ruhe haben. Nur ihren Eltern und ihrer Freundin vertraute sie ihr entsetzliches Erlebnis und ihre Ängste an. Thies erfuhr von Tina, wie es um seine Liebste stand.

Es folgten zermürbende Wochen. Tag und Nacht verfolgten sie die Bilder, Angstattacken, grausame Träume. Sie igelte sich ein, ließ kaum noch jemanden zu sich, erbrach sich 4-6 mal täglich, konnte kaum noch essen und hasste ihren Körper ebenso stark wie sie ihn vorher geliebt hatte.

Sie erwog, ihr Trauma, ihre Wut und ihre Ängste einem Tagebuch anzuvertrauen, verwarf die Idee aber, um diesem Widerling nicht noch ein schriftliches Denkmal zu setzen.

Leichte Blutungen kamen. Ira bat ihre Freundin, einen Schwangerschaftstest zu besorgen. Die Unglückliche ging ins Bad, las die Beschreibung durch, hielt sich an die Anweisungen und wartete zitternd auf das Ergebnis. „Positiv, oh nein! Nein! Nein! Nein!“ Sie konnte es nicht glauben, dass in ihrem Bauch ein Kind wachsen sollte. Ihr Gesicht verzog sich zu einer erbärmlichen Grimasse, die Tränen schossen ihr aus den Augen und sie brach heulend vor dem Spiegel zusammen. Ihr Brustkorb schüttelte ihre ganze Verzweiflung aus dem Leib. In ihrem Gehirn drehte sich ein Karussell voller quälender Fragen. Sollte sie abtreiben? Bestimmt war so ein Eingriff furchtbar und schmerzhaft. Und wer weiß, ob alles gut ging. Sie fand einfach keine Kraft, zum Doktor zu gehen, konnte sich nicht überwinden, wollte einfach nur ihre Ruhe und brachte sich damit um die Möglichkeit, den ungewollten Fötus abzutreiben. Ihr Gehirn schaltete ihre Gedanken an das Kind aus, verdrängte sie mit Stumpfheit und mit einer unüberwindlichen Ohnmacht. Iras Eltern raufte sich vor Sorge die Haare, kümmerten sich jedoch ansonsten liebevoll um ihre Tochter, hielten lästige Anrufe fern und brachten ihr zu essen und zu trinken, was auch immer sie wünschte.

Ihr Freund Thies meldete sich regelmäßig

bei ihnen, konnte aber nicht zu Ira durchdringen. Ihre Seele schien eingefroren, gefühllos geworden zu sein, unfähig, auch nur in irgendeiner Weise aktiv zu werden.

Thies konnte es kaum noch ertragen, dass Ira keinen Kontakt mehr zwischen den beiden zuließ. Mit Tinas Hilfe griff er zu einem alten Trick. Er schrieb ihr einen Brief, den diese mit ihrem Absender und Iras Adresse versah und in den nächsten Postkasten warf.

Es dauerte eine gute Woche, bis Ira sich endlich telefonisch bei Thies meldete und ihn zu sich bat. Er trat an die Haustür und klingelte. Ihre Eltern öffneten die Tür und loteten ihn ins Wohnzimmer, wo Ira stand. Dann ließen sie die beiden allein.

Unsicher tat Thies Schritt für Schritt auf sie zu. Seine Augen füllten sich mit Tränen, noch ehe er sie erreicht hatte. Mit schwachen Schritten schleppte sie sich ihm entgegen. Mein Gott, wie lange hatte er darauf gewartet? Was hatte er sich an Worten zurechtgelegt, verworfen, neu überdacht... und ach, seine Stimme gab nur ein mutloses Krächzen von sich. Iras Aussehen erschreckte ihn gewaltig – ihre Haut wirkte glanzlos und grau wie ein Leinentuch, die Wangen lagen hohl, die Augenhöhlen waren dunkel und blaulila gerändert, er konnte den Anblick fast nicht ertragen und schaute sie doch immer wieder an. Als sie sich näher kamen, stießen ihm ihre Beckenknochen entgegen. Wie wildfremde Menschen standen sie sich gegenüber, die Elektronen in ihrem Magnetfeld fanden ihre alte Ordnung nicht wieder.

Thies streckte zaghaft seine rechte Hand aus und strich unsicher durch Iras welliges, blondes Haar, das früher wie erntereife Gerste glänzte, jetzt aber nur stumpf am Kopf hing; er ließ seine Finger hinunter gleiten und berührte mit seinem Zeigefinger ihre Wange.

Nach unendlichen Minuten bot er ihr zögerlich seine Hilfe an, erinnerte sie an die intensive Freundschaft und signalisierte Verständnis. Sein Unterkiefer wanderte

nervös mehrfach nach rechts und links, seine Hände suchten bei ihr einen Punkt zum Andocken, warteten auf eine Reaktion.

„Was willst du mir schon helfen? Das Kind bekommst nicht du! Wegen dem ekelhaften Kerl muss ich in einigen Monaten nochmals durch die Hölle!“ schoss es aus ihr heraus.

Er atmete tief durch, wandte sich um und verließ resigniert das Haus. Ein Meer von Tränen befreite sich aus seinen Augenhöhlen. Deprimiert und ratlos zog er sich in sein Zimmer zurück. Was sollte er nur machen, wie konnte er seiner Ira helfen? Nichts fiel ihm ein, sein Kopf schien völlig entleert.

Inzwischen war Iras Schwangerschaft weit fortgeschritten, sie erbrach nicht mehr, konnte sich aber wegen ihres Umfangs kaum noch bücken. Ihr Leib senkte sich und das Kind boxte sie in jeder Lage, manchmal konnte sie noch nicht einmal einschlafen deswegen. Sie wünschte sich, dass die Geburt schon vergessen wäre. Ob sie ihr Kind lieben könnte? Sie wusste es nicht. Aber ablehnen konnte sie das Kind auch nicht, es konnte doch nichts dafür, aus so einer abstoßenden Situation entstanden zu sein. „Mein Gott, lass es endlich vorbei sein, hilf mir, lass mich das alles gut überstehen.“ So ging es ihr immer wieder durch den Kopf.

Das Telefon klingelte lange. Tina rannte zum Flur und nahm den Hörer ab.

„Tina“, hauchte Iras Stimme ihr entgegen, „Tina, es ist ein Junge, er ist gesund und ausgewachsen.“

„Ira, soll ich, darf ich kommen? Soll ich Thies mitbringen?“

„Mach, was du willst, jetzt ist es eh' egal.“

Tina fuhr mit dem Fahrrad direkt zu Thies. „Thies, Ira hat einen Jungen bekommen. Sie hat mich angerufen. Wollen wir hinfahren?“

„Wenn sie nichts dagegen hat“, antwortete Thies vorsichtig.

„Nein, nein, komm nur mit.“

35 Minuten später standen beide im Zimmer bei Ira. Tina bettelte: „Darf ich

den Kleinen auf den Arm nehmen?“

„Tu, was du nicht lassen kannst“, bekam sie gleichgültig zur Antwort.

Tina nahm den mittlerweile rosig aussehenden Jungen auf den Arm und betrachtete ihn eingehend. Er hatte dichtes, fast schwarzes, seidenweiches Haar und Oberlippen wie ein Amorbogen.

„Ira“, fragte sie, „darf ich dich mal was fragen?“

„Was ist denn?“ klang ihr genervt entgegen.

„Du hast doch gesagt, dass dein Kind ausgewachsen ist.“

„Ja, das hat die Hebamme gesagt, na und...?“

„Die Geburt war aber schon nach sieben Monaten, das heißt, das Kind kann eigentlich nur von Thies sein. Außerdem hatte der Kerl doch auch rotblonde Haare, wie du sagtest. Wovon soll dein kleiner Boy dann so hübsches dunkles Haar haben?“

Thies verschluckte sich fast an seiner Spucke, er stand mit offenem Mund Ira gegenüber. Ira war ebenso perplex. Sie hielt die Luft an, ihre linke Hand klebte augenblicklich vor ihrem Mund. „Ach, du je! An die Möglichkeit habe ich überhaupt nicht gedacht. Oh Thies!“ Ihre Blicke baten ihn inständig um Vergebung.

Thies bückte sich erleichtert über sie, gab ihr einen schmatzenden Kuss und drückte sie innig. „Hast du unserem Kind schon einen Namen gegeben?“

„Nein, ich konnte mich noch nicht dazu entschließen.“

„Dann darf ich mitentscheiden“, bettelte Thies hoffnungsvoll. „Ich würde den Namen Thilo vorschlagen – was hältst du davon, mein Schatz?“

„Einverstanden, dann ist ja auch ein Teil von deinem Namen darin enthalten.“

Tina hatte das Zimmer leise verlassen. Thies schüttelte sämtlichen Frust ab wie das Wasser von einem Schirm, wenn es aufgehört hat zu regnen. Seine Sonne strahlte wieder wie lange nicht mehr. Er bückte sich über Ira und drückte sie überschwänglich und wollte sie gar nicht wieder loslassen. So langsam verschwand

die Kraft des dunklen Schattens, der seine
Freundin so lange auf dem Boden gehalten
hatte.

*Mary west
geboren 1953, in der Altenpflege tätig,
schreibt seit 2002 und wurde schon
mehrfach veröffentlicht*

Gedichte

Warnung

Als die Hakenkreuzotter
Einen Wald niedergelogen hatte,
Schritt endlich die Polizei ein
Und stellte die Zahl der Giftzähne fest.

Ihr Anwalt, die Kreuzhakenotter,
Erwirkte Haftverschonung.
Die Hakenkreuzotter fraß danach
Siebzig Kinder eines Heimes auf.

Dann riß sie allen Amseln die Zunge raus
Und vergiftete die Milch einer Molkerei,
Bevor sie in eine Talsperre
Tausend Überraschungseier legte.

Nun vergrub sie eine Feuerwehr samt Leuten,
Die man drei Wochen nicht fand.
Und als ihr Schwanz alle Märchensterne
Vom Himmel warf, kam die Polizei zu spät.

Gestern erwürgte sie sich
Im Dämmer einer Laterne.
Doch es besteht kein Anlaß zum Jubel.
Ihr Laich in der Talsperre steht vor dem Schlüpfen.

Kurt May

Ich bin so allein

Ich bin deine Stadt.
So komm. Ich sitze im Café
Und warte schon viele Tage.

Und im sechsten Stock
Steht leer eine Wohnung.
Wann ziehst du in mich ein?

In den Park hab ich dir gestellt
Eine Bank, nackenhoch die Lehne.
Dort kannst du mich umarmen.

Ich bin deine Stadt.
Gerade hält die Straßenbahn.
Fahr bis zur Pomeranzengasse.

Ich weiß, wo die Schule steht
Für unser Kind. Auf dem Friedhof
Ist auch in siebzig Jahren noch Platz.

Ich bin so allein.
So komm und fülle die Stadt.
Dein Frisörtermin ist morgen.

Kurt May

ge stadt en

leute tragen ihre
beute
in plastetüten
über pflaster
steine
bürgersteige
voll beeilung

augen taxieren
schaufenster
schritte folgen
leuchtreklamen
dankbar für
jede
kleine richtung

hände
halten sich
fest
an beuteln
kaffeebechern
zigarettenstum
meln

geschminkte
gesichter
lackiertes lachen
leichtes
leben

so bin
nicht ich.

Katrin Merten

Jahrgang 1982, geboren in Jena, schreibt Lyrik und Kurzprosatexte sowie Rezensionen. Sie veröffentlichte bisher mehrere Texte in Onlineforen (www.sinnbar.de) sowie in der Jungen Welt. Weitere Veröffentlichungen, u. a. in Anthologieprojekten folgen. Nach der Teilnahme am Eobanus Hessus Wettbewerb 2005 erhielt sie im Oktober diesen Jahres ihren ersten Literaturpreis. Katrin Merten lebt und studiert in Leipzig (seit 2002 Sozialpädagogik an der HTWK Leipzig und seit 2005 Betriebswirtschaftslehre im Fernstudium).

dose

ich bin verfallen
man hat es nur noch nicht bemerkt
denn ich stehe in der letzten reihe
ganz hinter den jüngeren schwestern
verdeckt
jede neue hat mich bei ihrer ankunft
ein stück zurückgedrängt
sie kommen und gehen
ich bleibe
und stehe vergessen
der büchsenöffner wird mir nichts tun
kein stich, kein knirschender schnitt
der schmerz
bleibt mir erspart
aber der juckreiz
auf meinem deckel
da wo das datum steht
macht mich verrückt

Andreas Funke

du kannst dir nicht vorstellen, gartenvogel

du kannst dir nicht vorstellen, gartenvogel, in welcher mühsal ich oft meine tage verbringe.
sicher, wenn es regnet, duckst dich auch du unter tropfende blätter, doch kaum dass du singst,
scheint wieder die sonne und alle nässe verdampft in den mai. *mein* gesang hingegen
ist monoton bei jedem wetter. *dafür* bin ich gartenbesitzer, aber das heißt:
jedes unkrautpflänzchen erzwingt, dass ich mich niederbeuge; so siehst du mich meist
mit rundem rücken und rotem gesicht in die beete gebückt. solche arbeit findet wohl
einen anfang, doch nie ein ende. einmal ergriff mich eine plötzliche wut – du saß auf dem ast
über mir - du weißt, ich meine den alten birnbaum - und trällertest deine tonleitervariationen.
wie nadelstiche traf mich dein gezwitscher. ich griff einen stein und warf ihn nach dir;
du flattertest schimpfend auf und davon. dass ich nicht traf, war ein glück - und doch:
ein schlechter atem fiel mir in die brust und sackte von dort wie ein stein in den bauch.
ich ließ eimer und harke liegen und schaute bekloppt ins weite. für diesen tag war
der garten gestorben. am nächsten morgen aber fiel mein banges erwachen in eines deiner
schönwetterlieder. ich ging hinaus zu unserem baum - eimer und harke lagen noch
im taufrischen gras – setzte mich auf die grüne bank unter den zweigen, nahm die große
gärtnerpfeife heraus und das kleine fläschchen; du bliesest von oben freundliche töne,
als wäre niemals ein stein geflogen, ich rauchte den einen und anderen ruhigen ring,
und so ließen wir`s diesen tag bleiben.

Andreas Funke

ist Jahrgang 1965 und stammt aus Wuppertal. Er ist Sachbearbeiter für Rehabilitation und schreibt seit seinem 10. Lebensjahr, ist Mitarbeiter des wpt.. Satiremagazins „ITALIEN“ und hatte schon einige Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften sowie eine Ausstellung von Zeichnungen und Gedichten.

Exposé: „Der Fluss“ (Arbeitstitel)

von Denise Zöphel

Wie treffen wir unsere Entscheidungen? Können wir wirklich frei wählen oder sind wir immer inneren und äußeren Zwängen verhaftet? Sind uns diese Unfreiheiten überhaupt bewusst?

„Der Fluss“ handelt von zwei Menschen, die sich in unserer Gesellschaft aufgrund ihrer fehlenden Zugehörigkeit zu den Menschen in ihrer Umgebung einsam fühlen. Sie sind beide innerlich zerrissen, weil ein Teil von ihnen an die Rollenerwartungen angepasst sein möchte, ihre Persönlichkeit jedoch dem widerspricht. Beide sind sowohl psychisch als auch sozial isoliert.

Lisa, die Protagonistin, wächst mit ihren Eltern und Großeltern in einem Dorf auf, wobei ihre einzige Bezugsperson ihr Großvater ist, der jedoch verstirbt, als sie fünf Jahre alt ist. Von ihren Eltern bekommt sie keine Unterstützung, weil diese ihre Tochter nicht verstehen. Vor dem Haus der Protagonistin und ihrer Eltern befindet sich ein Kornblumenfeld, in das sie hineingehen möchte, um den Farben der Kornblumen und der Mohnblumen näher sein zu können. Ihre Eltern verbieten es ihr. So steht das Kornblumenfeld für sie lange Jahre als eine unerfüllte Sehnsucht.

Nach dem Abitur zieht Lisa mehrere hundert Kilometer weit weg und lebt vom Schreiben. Sie baut sich einen Kundenstamm auf, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Nebenbei schreibt sie Romane und Gedichte. Einen ihrer Kunden, Christoph, heiratet sie, weil sie sich dadurch erhofft, sich von dem Erwartungsdruck, der auf ihr liegt, befreien zu können.

Als sie mit ihrem Mann eine Fotoausstellung besucht, begegnet sie

Alexander, dem zweiten Protagonisten. Die beiden erkennen einander sofort als seelenverwandt.

Alexander wächst in einer kleinen Stadt auf. Er lebt mit seinen Eltern in einer Siedlung mit vielen Kindern, zu denen er niemals Kontakt bekommt, obwohl seine Mutter alles dafür tut, dies zu ändern. Seine Eltern, insbesondere seine Mutter, überschütten ihn mit Vorwürfen, weil er ein so vollkommen anderes Kind ist, als sie sich dies vorgestellt hatten, bevor er geboren war. Alexander findet im Alter von vier Jahren einen Fluss in der Nähe der elterlichen Wohnung, an den er fortan täglich geht, um dort allein sein zu können und damit der Fremdheit und Einsamkeit ein wenig zu entinnen. Die Mutter befürchtet, ihr Sohn könnte autistische Züge haben. Es findet keinerlei Annäherung zwischen Alexander und seinen Eltern statt.

Nach dem Abitur verlässt Alexander seine Heimatstadt und studiert Chemie, obwohl er lieber Dichter geworden wäre. Er hofft, durch diese Entscheidung doch noch von seinen Eltern anerkannt zu werden. Aber weder dies, noch die Tatsache, dass er eine Frau heiratet, die ihm ebenfalls immer fremd bleiben wird, kann seine Mutter damit versöhnen, dass er so wenig zugänglich ist. Auch die Tatsache, dass er mit seiner Frau Christine ein Kind bekommt, kann seine Mutter nicht mit der Tatsache aussöhnen, dass er irgendwie anders ist als die Kinder ihrer Nachbarn.

Seinen Sohn, den er nur deshalb zeugt, weil er sich keine Gedanken über Verhütung macht und auch nie mit Christine darüber spricht, ob sie sich ein Kind wünscht, ignoriert er in den ersten Jahren vollkommen. Er weigert sich, für ihn die Verantwortung zu übernehmen und behauptet vor sich selbst, dass er mit

diesem Kind nichts zu tun hat, dass es allein Christines Kind sei.

Auf der Fotoausstellung, die Alexander seiner Frau Christine zuliebe besucht, begegnet er Lisa und findet in ihr eine Seelenverwandte.

Mein Buch handelt zum großen Teil von der Annäherung der beiden, die nur schwer die entstehende Nähe ertragen können. Beide verändern sich im Laufe der Geschichte und entdecken an sich selbst Charakterzüge, die ihnen bis zu ihrer Begegnung völlig fremd waren und die ihnen zum Teil Angst machen. Trotzdem treffen sie sich immer wieder. Zunächst überlassen die Beiden es dem Zufall, wann sie sich sehen, weil sie sich so einreden können, dass ihre Bekanntschaft keinerlei Bedeutung für sie hat. Irgendwann wagen sie es dann doch und verabreden sich.

Im Laufe ihrer Beziehung wünscht sich Lisa, die von ihrem Mann verlassen wird, immer mehr, dass sich Alexander entscheidet und irgendwann ist es ihr sogar beinahe egal, wie die Entscheidung aussieht. Sowohl ihr, als auch Alexander ist klar, dass es weniger um die Entscheidung für oder gegen Lisa bzw. Christine geht, sondern darum, wie Alexander leben möchte, ob er weiterhin bereit ist, Entscheidungen so zu treffen, dass er von seinen Eltern möglichst anerkannt, wenigstens jedoch akzeptiert wird. Es stellt sich den Beiden immer häufiger die Frage nach innerer Freiheit. Denken sie zu Beginn ihrer Beziehung noch, sie hätten all ihre Lebensentscheidungen aus einer inneren Freiheit heraus treffen können, wird ihnen allmählich klar, dass sie sich damit etwas vorgemacht haben.

Alexander begegnet einer alten Frau, Greta, als er ein Kornblumenfeld sucht, um Lisa damit zu überraschen. Er fragt sie nach einem solchen Blumenfeld und diese bittet ihn spontan in ihren Garten. Für Alexander vollkommen überraschend

erzählt er dieser fremden alten Frau von seinen Eltern, seiner Kindheit, seiner Ehe, seinem Sohn und Lisa. Greta hört ihm zu und zum ersten Mal beweint Alexander sein bisheriges Leben. Er ist so berührt von Greta und ihrem urteilsfreien Zuhören, dass er beschließt, Lisa mit ihr bekannt zu machen.

Es kommt tatsächlich wenige Tage später dazu, dass Lisa Greta kennen lernt. Greta öffnet den Beiden im Laufe der vielen Gespräche, die sie mit ihr führen, die Augen dafür, wovor sie sich die ganze Zeit versuchen zu verstecken. Beide erleben noch einmal Gefühle, die sie längst begraben zu haben schienen.

Alexander kann trotz der vielen Gespräche mit Greta und Lisa keine Entscheidung treffen, stellt aber im Laufe der Zeit zu seinem Entsetzen fest, dass auch sein Nichthandeln Konsequenzen nach sich zieht. Besonders betroffen davon ist sein siebenjähriger Sohn, dem er sich im Laufe der Beziehung zu Lisa immer mehr annähert. Aber auch Christine, mit der er immer noch in einer Wohnung lebt, leidet zunehmend unter der Situation. Sie ist dennoch nicht bereit, selbst die Konsequenz zu ziehen, aus der ehelichen Wohnung auszuziehen. Lisa, die schon lange in ihrer Wohnung allein lebt, leidet immer mehr darunter, dass Alexander zu einer anderen Frau in die Wohnung geht, obwohl sie weiß, dass es weniger die klassische Eifersucht ist. Vielmehr geht es hier darum, dass sie sich wünscht, Alexander würde sich offen zu ihr bekennen, weil sie genau das noch nie erlebt hat. Weder ihre Eltern, für die sie immer eine Fremde geblieben ist, noch ihr geliebter Großvater haben sich jemals hinter sie und ihre Entscheidungen gestellt. Deshalb entschließt sich Lisa, die Stadt zu verlassen, um ihrem dauernden Schmerz ein Ende zu bereiten. Ohne Alexander etwas davon zu sagen, abonniert sie die Samstagsausgabe der Zeitung einer Stadt, die einhundert Kilometer entfernt liegt. Als sie drei Wohnungen im Anzeigenteil findet, die sie interessieren, fährt sie

spontan zur Besichtigung dorthin. Sie stellt fest, dass eine der Wohnungen in der Nähe eines Flusses liegt, und so entscheidet sie sich sofort für diese Wohnung. Sie unterschreibt noch am gleichen Tag den Mietvertrag. Am nächsten Tag erzählt Alexander von der neuen Wohnung und stellt ihn damit vor vollendete Tatsachen, weil sie auf keinen Fall möchte, dass er nur ihr zuliebe eine Entscheidung trifft.

Alexander bleibt zurück und weiß nicht, wie er sich entscheiden soll. Er befürchtet, dass die Entscheidung, Lisa hinterher zu

ziehen, für das Leben seines Sohnes ein derart großer Einschnitt sein könnte, dass er Angst hat, die Entscheidung zu treffen. Er weiß aber auch, dass, selbst wenn er bei Christine und dem Sohn bleibt, sich das ebenfalls auf das spätere Leben seines Sohnes auswirkt. Als ihm dies immer bewusster wird, kann er endlich eine Entscheidung treffen.

Alexander ruft noch am gleichen Abend Lisa an.

Denise Zöphel

Rezension: „Madrigal für einen Mörder“ von Andreas Schröter (Hrsg.)

Klappentext: „Krimis müssen nicht grundsätzlich damit beginnen, dass der Kommissar zum Tatort gerufen wird. Das beweisen die vielseitigen und originellen Geschichten von Ellen Balsewitsch-Oldach, Mischa Burrows, Elli Dammermann, Wolfgang M. Eppe, Birgit Erwin, Christiane Geldermacher, Iris Grädler, Andreas Gruber, Fran Henz, Franziska Kelly, Holger Kutschmann, Monique Lhoir, Sabine Ludwigs, Eva Markert, Ulf Meierkord, Annemarie Nikolaus, Stefan Preuss, Saza Schröder, Susanne Schubarsky, Christine Spindler, Kai Splittgerber, Jutta Strzalka, Rainer Wedler, Patricia Vohwinkel, Barbara Willich und Maria Zocchetti.“

Diese Krimianthologie entstand aus einer Ausschreibung und deren knapp 400 Einsendungen, aus denen die besten 27 ausgewählt wurden.

Beurteilung:

Sein Ziel, außergewöhnliche Krimis zu sammeln, hat das Buch erreicht. Kein Mörder ist wie der andere: eiskalt berechnende, in die Enge getriebene, sympathische und irre. Manche der Geschichten entführen in exotische

Gegenden wie den südamerikanischen Urwald oder in ein Paralleluniversum. Auch bei Reisebekanntschaften im Zug oder verzweifelten Künstlern kann man sich noch wundern. Manchmal gibt es auch keine Leiche, sondern ein Rätsel um verschwundene Gartenzwerge, nach einem entführten Mädchen wird gesucht, jemand leistet Erste Hilfe oder eine Dreijährige wird dem Bankräuber zum Verhängnis. Beim Lesen kann man auf jede folgende Geschichte vollkommen neu gespannt sein. Sie folgen keinem Muster, außer dass sie das Übliche meiden. Viele kommen im netten Plauderton daher, manches Mal gruselt es einen oder man muss sogar lachen. Kurzweilige Unterhaltung ist mit dieser Sammlung garantiert, wodurch sie sich auch als Geschenk eignet.

Taschenbuch, 200 Seiten, Schreiblust-Verlag, Dortmund, November 2005, ISBN 3-9808278-4-4; 9,90 €

Bestellungen sind über das Formular: <http://www.schreib-lust.de/Bestellformular.htm> möglich. Weitere Infos zum Buch: <http://www.schreib-lust.de/Krimi.htm>

Andrea Herrmann

Der Ratgeber für neue Autoren 2006/ 2007

Der Alltag Dieser Ratgeber richtet sich an Schreibende am Anfang ihrer Schriftstellerkarriere. Er will diese über „die realistischen Aussichten für neue Autoren, mit einem Erstling herauszukommen und sich den Markt zu erschließen“ informieren. Es geht also nicht darum, innerhalb von einem Monat einen Bestseller zu schreiben oder um einen überraschenden Literaturnobelpreis, sondern darum, kleine Brötchen zu backen. Etwa die Hälfte des Bandes besteht aus kompetenten Übersichtsartikeln von Experten und Erfahrungsberichten von Autoren, die „es“ geschafft haben. Da das Buch sich nicht mit langen Vorreden und einführenden Erklärungen aufhält, sondern gleich zu konkreten Tipps kommt, ist es prallvoll mit brauchbaren Ideen, auf die der hoffnungsvolle Autor bisher vielleicht wirklich noch nicht selbst gekommen ist. Es gibt einen umfassenden, aber auch zielstrebigem Überblick über die Vielfalt dessen, was Bücher heutzutage sind, u.a. zu Hörbüchern, Literatursendungen im Fernsehen, Verfilmungen, Poetry Slams, Fördermöglichkeiten im Kulturbereich, Product Placement in der Literatur, Literaturagenten und Books on Demand. Sogar auf die wahnwitzige Idee, einen eigenen Kleinverlag zu gründen, geht der Ratgeber ein und erläutert realistisch die damit verbundenen Aufwände und Schwierigkeiten.

Diese Informationen und Anregungen werden ergänzt durch die

gleiche Seitenzahl an Adressen, die dabei helfen, die neuen Ideen gleich in die Tat umzusetzen. Das Adressverzeichnis enthält Verlage, Agenten, Literaturmagazine (u.a. auch das „Veilchen“), Zeitungen, Zeitschriften und Adressen für Literaturförderung.

Mein Urteil: Ein sehr nützliches Buch auch für diejenigen, die schon ähnliche Ratgeber gelesen haben. Selbst ich hatte dabei noch neue konkrete Ideen. Die passenden Adressen liefert das Buch gleich mit, und ich kann sicher sein, dass sie aktuell sind.

Das biedere Äußere des Buches, das an ein Telefonbuch erinnert, sollte niemanden abschrecken, denn es enthält außer Informationen auch noch einen gewissen Unterhaltungswert.

Insgesamt werden Selbstverlag und Druckkostenzuschussverlage deutlich positiver bewertet als in anderen Ratgebern, aber durchaus nicht unkritisch. Stattdessen wird beschrieben, worauf man achten muss, wenn man denn diesen Weg gehen möchte. Ich persönlich würde trotzdem noch abraten.

Taschenbuch, 490 Seiten, ISBN 3-

9810548-0-6

Frankfurter Ratgeberverlag, Frankfurt

a.M., 12,80 €

Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	15.01.2006	31.01.2006	31.01.2006
Name	Literaturpreis Prenzlauer Berg 2006	Inlitera	Uslarer Literaturpreis 2006
Genre	Prosa (unveröffentlicht)		Prosa und epische Lyrik
Thema	Freies Thema	Streit um die Liebe	Historie rund um 1006: techn. Entwicklungen, Kriege, Klöster und Burgen, Persönlichkeiten, Ereignisse; historische Tatsachen als Grundlage
Umfang	Max. 7 Seiten		Max. 6 Seiten
Form	Deutschsprachig; 3fach, paginiert, anonym; Biografie (max. 20 Zeilen), Name, Geburtsdatum, Adresse, E-Mail, Tel.nr.	Per E-Mail	4stellige Codenummer, in verschlossenem Umschlag Name, Adresse, Geburtstag, Tel.nr., E-Mail, Kurzvita; außen auf Umschlag: Codenr. + Altersgruppe A oder B
Preis	Endrunde der 10 Besten am 20. Mai in Berlin; 1.) 500€, 2.) 250€, 3.) 250 €		Pro Gruppe: 1.) 750€, 2.) 500€, 3.) 250€
Teilnehmer	16 bis 35 Jahre		Gruppe A: bis 25 Jahre, Gruppe B: 26- 45 Jahre
Veranstalter	LiteraturOrt Prenzlauer Berg e.V.	Internet-Forum www.inLitera.de	Stadt Uslar, anlässlich ihres 1000jährigen Bestehens
Kontakt	Georg Büchner Buchladen, Wörther Str. 16, 10405 Berlin, Stichwort „Literaturpreis“; www.literaturortprenzlauerberg.de/Litpreis.htm	www.inLitera.de	Harald Wetzold, Leipziger Str. 48, 37170 Uslar

Datum	31.01.2006	10.02.2006	28.02.2006
Name	Europäischer Märchenschreibwettbewerb L.I.T.T.L.E	Hörspielwettbewerb Leipziger Hörspielsommer	Anthologieprojekt „Jetzt Du - Generation Mobbing II“
Genre	Märchen (unveröff.)	Hörspiele (unveröff.)	Alle
Thema	Europäische Märchen, europäische Werte wie Freiheit, Demokratie, Menschenrechte	Große Gesten	Mobbing
Umfang	Max. 3 Seiten (6500 Zeichen exkl. Leerzeichen); auch mehrere pro Person	Bis 45 Minuten	Bis 5 Seiten
Form	In deutscher Sprache; per E-Mail oder Post; mit Name, Geburtsdatum, Post- und E-Mailadresse	In deutscher oder englischer Sprache	Einschließlich Kurzvita
Preis	Veröffentlichung im Internet, Reise nach Brüssel zur Abschlussveranstaltung; Rechte an den teilnehmenden Märchen gehen an Centro in Europa über	Präsentation im März auf der Leipziger Buchmesse	Veröffentlichung in einer Anthologie im Jahr 2006 im Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat
Teilnehmer	Menschen jeden Alters; 3 Kategorien: Kinder (bis 14 J.), Jugendliche (15-18 J.), Erwachsene (ab 18 J.)		jeder
Veranstalter	Centro in Europa	Leipziger Buchmesse und Hörspielsommer	Nicole Z. Orro
Kontakt	Herke“at“maerchenland-ev.de Märchenland, z.Hd. Frau Herke, Spreeufer 5, D-10178 Berlin	Weitere Informationen und Anmeldeformular: www.hoerspielsommer.de ; Sophia Littkopf, +49(0) 179-5727310, s.littkopf@hoerspielsommer.de	Schriftliche Teilnahmebedingungen unter: mail@generation-mobbing.de Nicole Z. Orro Rilkestr. 6 D-50858 Köln Telefon: 0151/17560335 www.generation-mobbing.de

Datum	28.02.2006	28.02.2006	28.02.2006
Name	Büchergilde-Essaypreis 2006	Blaues Blatt 2006: Lyrikwettbewerb	
Genre	Essays (unveröff.)	Gedichte	Geschichten: originell, absurd, witzig und einfallsreich
Thema	Glaube, Liebe, Hoffnung – Die Rolle der Religion in einer individualisierten Gesellschaft	frei	
Umfang	Max. 30 Seiten à 1800 Anschlägen	Unbegrenzt, aber nur ein Gedicht pro Teilnehmer	Max. 30.000 Zeichen incl. Leerzeichen, kürzere Geschichten haben bessere Chancen
Form	Name und Anschrift nur auf Deckblatt; doppelter Zeilenabstand, fortlaufende Seitennummerierung, zwei Exemplare auf Papier, Einverständniserklärung, Kurzvita, Formular (siehe Webseite)	Nur per E-Mail mit der Vorlage auf Webseite	Mail-Anhang im RTF-Format
Preis	Veröffentlichung der besten Essays in einem Band der Edition Zeitkritik	1.) 100€, 2.-4.) Büchergutschein 30€, 5.) ein Buch; Veröffentlichung auf Webseite, sonstige Rechte bleiben beim Autor	Honorar: 10% vom Nettoladenpreis der Anthologie geteilt durch die Autoren
Teilnehmer			
Veranstalter	Büchergilde, in Kooperation mit der taz	Der Blaue Salon	Schreiblust-Verlag
Kontakt	Ausschreibungsunterlagen: www.buechergilde.de/essaypreis/essaypreis_2006.shtml Büchergilde, Heike Guderjahn, Postfach 160165, D-60064 Frankfurt	www.blauersalon.net/wettbewerb “at“blauer salon.net	postmaster“at“schreiblust.de www.schreib-lust.de

Datum	01.03.2006	20.03.2006
Name	ATLAN-Wettbewerb „Geschichten aus der Intrawelt“	Dulzinea- Literaturpreise 2006
Genre	Kurzgeschichte (unveröff.)	Gedichte, lyrische Prosa, Haiku, Senryû
Thema	Spielt in der Intrawelt, Grundlage sind die Romane des ATLAN- Zyklus (Romane 37- 48)	Ums Meer verwoben – Allegorien, lyrische Bilder, Metaphern
Umfang	Max. 10 Seiten	
Form	Per Post oder E-Mail (doc oder rtf); Name, Adresse, E-Mailadr.	
Preis	1.) 250€, 2.) 150€, 3.) 100€, 4.) 1 PR- und 1 ATLAN-Abo, 5.) 1 ATLAN-Abo; Veröffentlichung in einem Buch und online	Veröffentlichung in Sommer-Ausgabe + Belegexemplar
Teilnehmer	Deutschsprachige Autoren, die bisher keinen Roman in einem professionellen Verlag veröffentlicht haben	Dulzinea – Zeitschrift für Lyrik und Bild
Veranstalter	ATLAN-Redaktion, ATLAN-Club und PERRY RHODAN Fan Zentrale	
Kontakt	www.atlan.de/geschichten/index.html in intrawelt“at“atlan.de Pabel-Moewig Verlag KG, Sabine Kropp, Karlsruher Str. 31, D- 76437 Rastatt	www.dulzinea.de ; redaktion“at“dulzinea .de; Dulzinea – Zeitschrift für Lyrik und Bild, Postfach 1927, D- 36009 Fulda

Zusammengestellt von Andrea Herrmann. Für Fehler übernehme ich keine Haftung.

Die Seitenangaben beziehen sich bei allen Wettbewerben, wenn nicht anders angegeben, auf eine Normseite von 30 Zeilen à 60 Anschlägen auf einem DIN A4 Blatt.

Es müssen immer Kopien (und keine Originale) eingeschickt werden, weil die Beiträge so gut wie nie zurück gesendet werden können.